

CLAUDIA HEUERMANN

LAND *oder* **LEBEN**

**Wie unser Traum von einer Farm
in der amerikanischen Wildnis endete**

Für meine Eltern

ANMERKUNG DER AUTORIN

Diese Geschichte erzählt von unseren Erlebnissen und Abenteuern in den nordamerikanischen Catskill Mountains, die von Juli 2011 bis Juni 2018 unser Zuhause waren – wenngleich die Chronologie im Buch zugunsten der Dramaturgie hier und da ein wenig abweicht. Auch sind dem Erzählfluss und der Spannung zuliebe manchmal zwei Ereignisse zu einem geworden, während ich Geschehnisse, die für den Verlauf der Geschichte unwichtig schienen, ausgespart habe. Alle Orte und Institutionen sind real, die Namen der Hauptpersonen jedoch habe ich zum Schutz ihrer Privatsphäre geändert.

PROLOG

Da ist es wieder, dieses Geräusch. Ein kratzendes, schabendes Quietschen, als würde Metall zerrissen. Ich schaue auf den Wecker und sehe, dass es zwei Uhr morgens ist. Absolute Dunkelheit liegt über dem Land, dichte Wolken verdecken Mond und Sterne vollkommen.

Plötzlich herrscht Grabesstille. Jetzt rascheln nicht einmal mehr die Blätter an den Bäumen. Die Kojoten in der Ferne sind verstummt, keine Eule ist zu hören. Doch dann kehrt das unheimliche Geräusch zurück, lauter diesmal und ausdauernder.

Ich steige aus dem Bett. Es ist kühl im Schlafzimmer des alten Bauernhauses, der raue Holzboden knarrt unter meinen Füßen. Ich halte den Atem an und lausche.

Jemand macht sich am Haus zu schaffen. Am Haus, das einsam im Wald in den Bergen liegt, fast einen Kilometer vom nächsten Nachbarn entfernt. Irgendetwas wird aufgerissen und zerstört, so hört es sich an. Ich bin hellwach, und während ich spüre, wie mein Herz bis zum Hals schlägt, schließe und verriegele ich alle Fenster in meiner Nähe. Ich suche nach dem Lichtschalter – da höre ich es! Ein lang gezogenes Kreischen, das von draußen kommt, ohrenbetäubend hoch, laut und markerschütternd, selbst durch die geschlossenen Fenster.

Ein Todesschrei. Dann ein dumpfer Schlag, als würde Holz zerbrechen, Metall stößt gegen Metall, etwas Großes

kippt um. Dazwischen mehr Gekreische, und schlagartig wird mir alles klar. Ich laufe auf den Flur und schreie: »Ein Bär! EIN BÄR!! Da draußen ist ein Bär! Hilfe! Hilfe, die Tiere, schnell!!«

In der dunklen Küche greife ich nach Töpfen und Pfannen, und auf der anliegenden Terrasse schlage ich die stählerne Kochutensilien mit solch einer Wucht zusammen, dass es in meinen Ohren klingelt. Ganz in der Nähe ist ein Scheppern zu hören. Splintern von Holz. Ein lautes Krachen wie von umfallenden Bäumen. Dann nichts mehr.

Inzwischen ist auch Tom aufgestanden. Er schaltet das Küchenlicht an und reibt sich verschlafen die Augen.

»Was ist los, was machst du da? Was soll denn dieser Lärm mitten in der Nacht?«, fragt er müde und desorientiert.

Mein Herz rast, mir ist schlecht vor Angst und Sorge.

»Ich glaube, er ist riesig!« Mit stockender Stimme erkläre ich, was ich gehört habe, was ich vermute und dass ich das Schlimmste befürchte. Ich kann meine Tränen nicht zurückhalten und bitte Tom, nach draußen zu gehen, um nachzuschauen. Was ist passiert am Waldrand, beim Stall, an der Scheune? Ich würde ja selbst gehen, fürchte mich nicht vor dem Bären. Doch ich habe Angst vor dem grausigen Anblick, der dort draußen bestimmt auf mich wartet. »Bitte, bitte geh und guck«, flehe ich.

Tom schaut mich unschlüssig und etwas besorgt an, knöpft dann aber seinen Schlafanzug zu und greift nach einer kleinen Taschenlampe. Barfüßig tritt er durch die Seitentür auf die Wiese neben dem Haus. Sekunden später ist er verschwunden, die Dunkelheit scheint ihn verschluckt zu haben.

Es ist totenstill. So still, dass ich mein hämmerndes Herz wahrnehme, sonst ist absolut kein Mucks zu hören. Ich stehe auf der Terrasse und starre in die Finsternis.

»Tom?«

Dann höre ich ein Knacken. Rascheln. Schnaufen. Es klingt ganz nah. Ich schrecke herum. War das Tom?

Die Hecke rechts neben der Terrasse bewegt sich. Sicherheitshalber lasse ich Topf und Pfanne noch einmal aufeinanderkrachen, der Lärm hallt durch die Nacht. Nun sehe ich etwas weiter links den Lichtkegel von Toms Lampe.

»Hast du ihn gesehen?«, rufe ich nervös.

»Nein.«

»Geh näher zum Wald«, dränge ich.

Doch nach einigen weiteren Schlenkern mit der Lampe kommt er zurück. »Da ist nichts, alles ist ruhig. Vielleicht hast du nur wieder einen deiner schlechten Träume. Komm, ich glaube, du solltest zurück ins Bett gehen.« Er verschwindet in Richtung Schlafzimmer, die Füße voller Gras und Erde.

Ich bleibe in der Küche stehen, immer noch mit Topf und Pfanne in der Hand. Meine Wangen sind feucht, das Adrenalin pulsiert durch meinen Körper. Ich bin durcheinander und weiß nicht, was ich denken soll. Was, wenn es tatsächlich nur ein Traum war, wie letztes Mal? Aber die Geräusche schienen doch so echt zu sein! Plötzlich komme ich mir albern vor und stelle das Kochgeschirr zurück auf den Herd. Bestimmt hat Tom recht – sonst hätte er ja irgendwas gehört und gesehen, oder? Ich möchte es glauben und will auf keinen Fall raus, um selbst nachzusehen. Für eine Weile schaue ich nach draußen in die stille Dunkelheit, dann gehe ich langsam zurück ins

Bett und spüre, wie mein Puls sich beruhigt. Erschöpft schlafe ich ein.

Am nächsten Morgen werde ich von den aufgeregten Stimmen meiner Söhne geweckt: »Mama, komm schnell! Der Hühnerstall ist total kaputt, eine ganze Wand ist weg«, ruft Phillip.

»Und überall sind Federn – ich glaub, da ist was Schlimmes passiert«, fügt Paul atemlos hinzu.

Kein Traum.

Schweren Herzens ziehe ich mich an, und als ich draußen bin, sehe ich schon von Weitem das Ausmaß der Verwüstung. Der Hühnerstall, der in einiger Entfernung am Waldrand steht, ist halb eingerissen, dicke Holzplanken liegen verstreut, die stabilen Tür- und Fenstergitter sind zerfetzt, zerdrückt und gefaltet, als wären sie aus Papier.

Ich möchte nicht näher kommen und laufe trotzdem weiter, an Federhaufen vorbei, blutigen Fleischfetzen, aufgerissenen Tierkörpern. Mindestens neun Hühner wurden getötet, manche komplett verspeist, zu identifizieren nur noch an den zurückgebliebenen Federn, einige übel zugerichtet, von zweien fehlt jede Spur. Henni und Blacky. Goldie und Hedwig, Hedwig mit den prächtigen weißen Federn. Nichts Weißes ist mehr da, nur noch etwas rot-braun Verklebtes.

In mehreren der Federhaufen befindet sich ein Eigelb, und mir fällt eine Zeile aus einem Kinderbuch vergangener Tage ein: »Jedes legt noch schnell ein Ei, und dann kommt der Tod herbei.« Unfertige Eier in diesem Fall, in Panik, im letzten Kampf ausgeschieden.

Ich kann nicht verhindern, dass mir die Qual und Pein der Tiere, ihr Schrecken durch den Kopf geht, und gleich da-

rauf folgt das Schuldgefühl. Hätte ich sie nicht retten können, retten müssen? Hätte ich nicht mehr tun müssen, um sie zu beschützen? Wenn ich nur die Geräusche richtig gedeutet hätte, früher auf der Terrasse gewesen wäre, einen Stall aus Stein gebaut hätte ...

Die toten Körper meiner geliebten und einst so lebendigen Tiere lassen mich an die Endlichkeit des Lebens denken. Obwohl es nur Hühner sind, stelle ich mir vor, wie das Leben aus ihnen gewichen ist. Wie aus dem Lebendigen eine leere Hülle wurde, etwas Totes, ein Klumpen Fleisch.

Ich spüre, dass an diesem Morgen ein Wendepunkt in meinem Leben und in unserem Abenteuer in der Wildnis erreicht ist.

1. KAPITEL

EIN TRAUM WIRD WAHR

Die Wohnung war schon wieder teurer geworden. Anfangs hatten wir den Staffelmietvertrag noch für ein Schnäppchen gehalten, doch inzwischen konnten wir unsere zwei Zimmer hier im Szeneviertel kaum noch bezahlen. Zu klein waren die sechzig Quadratmeter außerdem, zu eng, wir traten uns gegenseitig auf die Füße und gingen uns auf die Nerven. Mittlerweile zu viert, bräuchten wir für unser Baby Paul und den zweijährigen Phillip mindestens ein Zimmer mehr. Schon seit geraumer Zeit schauten wir uns immer wieder Wohnungen an, füllten Fragebögen aus, ließen uns auf Wartelisten setzen und von potenziellen Vermietern mit intimen Fragen

löchern – und gingen doch am Ende immer leer aus. Für uns als selbstständig arbeitende Eltern mit Baby und Kleinkind gab es weit und breit keine passende, bezahlbare Wohnung, und während unsere Hoffnungen schwanden, machten sich Frust und Zukunftsangst immer breiter. Immer öfter fragte ich mich außerdem, ob unser Zuhause, diese Stadt, ein gutes Umfeld für die Kinder war. Der nächste Spielplatz lag zwanzig Minuten entfernt an einer Hauptverkehrsstraße. Der Park war noch weiter weg, und zu allem Übel hatte nun auch noch der kettenrauchende Nachbar angefangen, sich zu beschweren. Die Kinder seien zu laut, ließ er uns wissen, bei dem Lärm könne er nicht schlafen (da er nachts gewöhnlich sehr laut und lange in seiner Wohnung feierte, musste er sich tagsüber ausruhen). Das ständige Rumrennen in der Wohnung sei wie ein Erdbeben, schimpfte er, und dieses Geschrei – schrecklich! Er brauche seine Ruhe.

Oh, ich wusste, was er meinte. Ich wünschte mir auch mehr Ruhe. Mehr Platz. Und weniger Hektik und Stress.

»Vielleicht sollten wir aufs Land ziehen«, sagte ich eines Tages zu Tom. »Weißt du noch, wie wir Katrin und Alex im Schwarzwald besucht haben? So was in der Richtung hätte ich auch gern! Einen Hof, ein Bauernhaus ... Wäre das nicht fantastisch für die Kinder? Gute Luft, viel Platz zum Spielen, wir hätten Ruhe – und Schweine und Kühe gleich nebenan.«

»Genau, die stinken gen Himmel und machen einen Heidenlärm. Von wegen gute Luft und Ruhe! Und dann die Hirschgeweihe und Kuckucksuhren überall? Total spießig! Überhaupt, wer will denn schon irgendwo am Arsch der Welt wohnen?« Tom zeigte sich wenig begeistert.

»Okay, hast du vielleicht 'ne bessere Idee?« Ich ließ mich nicht beirren: »Ich will keine enge, teure Wohnung. Ich will keinen Lärm, keinen Dreck und keine Autoabgase! Der Simon hat jetzt übrigens auch Asthma, hat Pauline erzählt. Und was meinst du, wo die ganzen Allergien herkommen?«

»Wahrscheinlich müssten wir dann selbst ein Auto kaufen.«

Das stimmte natürlich. Es gäbe auch keine Freunde in der Nähe, und Ausgehen oder Einkaufen würde einen gewissen Einsatz erfordern. Aber dafür hätten wir Platz, gespartes Geld und eine gesündere Umgebung für unsere Kinder.

Warum genau wohnten wir denn eigentlich in der Stadt? Weil es so praktisch war? So einfach und kurzweilig? Hatten wir unsere wilden Jahre nicht längst hinter uns, und gab es nichts Wichtigeres im Leben? Sicher, es war großartig, aus dem Haus zu treten und Kultur, Kneipen und Kaufhäuser gleich um die Ecke zu haben. Doch zum regelmäßigen Ausgehen und Konsumieren fehlte ja nun ohnehin die Zeit.

Nichts war mehr wie früher, seit Paul und Phillip da waren, die beiden hatten unser Leben völlig umgekrempelt, und lange Münchner Nächte existierten nur noch in der Erinnerung.

Stattdessen hatten jetzt viele Dinge, die mir zuvor nicht mal einen Gedanken wert gewesen waren, eine neue Bedeutung bekommen. Ständig dachte ich über die Zukunft nach und stellte mir vor, wie die Kinder aufwachsen würden. Ich analysierte ihre Gesundheit und vertiefte mich in Ernährungsfragen. Themen wie Plastikmüll, Klimawandel, Massentierhaltung und Umweltgifte begannen, mein Bewusstsein zu

beherrschen. Phthalate, Bisphenol A und Glyphosat wurden zur allgegenwärtigen Bedrohung. Hilfe! Ich musste etwas ändern!

Immer öfter träumte ich von wilder Natur und weiten Wäldern. Von Wiesen und Seen und vom Rauschen der Blätter unter endlosem Himmel. Wäre es nicht wunderbar, wenn die Kinder einfach so raus könnten, zum Spielen, Bäume klettern, Abenteuererleben? Wenn man nicht erst vier Stockwerke durchs muffige Treppenhaus hinunterlaufen müsste, um auf die Straße zu kommen? Wenn es diese Straße überhaupt nicht gäbe? Die Fantasie ging mit mir durch: unberührte Landschaft, grünes Gras und Felder vor der Tür. Obstbäume und Beeren zum Selbstpflücken. Einen großen Gemüsegarten müsste man haben, Essen zur Selbstversorgung könnte man anbauen, vielleicht sogar ein paar Tiere zur Nahrungsgewinnung halten. Ich wollte frei sein! Frei von den Übeln der Zivilisation. Frei von Müll und Gift. Weg vom Konsum – selbstbestimmt, im Einklang mit der Natur, so wollte ich leben!

Aufgewachsen im Ruhrgebiet, hatte ich schon während meiner Kindheit davon geträumt, nach Kanada oder Alaska zu gehen und alles hinter mir zu lassen. Nirgendwo anders konnte man wirklich frei sein, dachte ich, und die nordamerikanische Wildnis war für mich schon damals der Inbegriff von Aufbruch, Wagnis und Abenteuer, was sicher auch mit der Lektüre meines damaligen Lieblingsromans *Der Ruf der Wildnis* von Jack London zu tun hatte. Ich liebte die Geschichte des Hundes Buck, war fasziniert von seinem Weg aus der Zivilisation in die wilden Wälder und bewunderte, wie er dort schließlich seine wahre Bestimmung und Heimat fand.

Jetzt, dreißig Jahre später, war ich meinem einstigen Traum näher als je zuvor, und ein abenteuerlicher Plan begann Gestalt anzunehmen. Da uns durch Toms amerikanischen Pass die wichtigsten Türen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten offenstanden und mich meine Arbeit als Dokumentarfilmerin schon früher von München nach New York geführt hatte, rückte die nordamerikanische Wildnis in greifbare Nähe.

Viele Abende saßen Tom und ich in den folgenden Wochen zusammen an unserem alten IKEA-Küchentisch und wälzten Bücher, Landkarten und Broschüren. Ich war voller Enthusiasmus, er zweifelte weiterhin. Wir redeten, debattierten und stritten. Wir träumten, planten und versöhnten uns. Wo wollten wir hin (nicht in den Schwarzwald, machte Tom klar), und was waren die Alternativen? Wie sollte unsere Zukunft aussehen?

»Ich mag die Stadt, und ich brauche sie zur Inspiration«, sagte Tom mehr als einmal.

»Die Kinder brauchen mehr Platz, wir alle brauchen mehr Ruhe, außerdem müssen wir Geld sparen, und es wäre doch toll, wenn wir ein gesünderes, ursprünglicheres Leben führen könnten«, lautete meine Standardantwort.

»Ja, aber um welchen Preis? Ich finde Mistgabeln und Jauhegruben jetzt echt nicht so prickelnd, und ein Waldmensch oder Landei will ich auch nicht werden.«

»Musst du ja auch nicht! Aber du könntest frische Eier von glücklichen Hühnern essen, könntest in Ruhe deine Bücher schreiben, und außerdem gibt's supergünstige Häuser in den Wäldern nördlich von New York – da hätten wir garantiert keine finanziellen Sorgen mehr!«

Das letzte Argument zog am meisten, glaube ich, und schließlich ließ sich Tom zu dem ultimativen Abenteuer überreden. Unter der Bedingung, dass alles, was mit Mist und Jauche zu tun hatte, in meinen Zuständigkeitsbereich fiel.

»Ja, klar«, sagte ich, »überhaupt kein Problem.«

Schon im folgenden Sommer brachen wir mit den Kindern und einem Teil unserer Ersparnisse Richtung Upstate New York und Kanada auf. In New York City mieteten wir einen Leihwagen, packten ihn voll Proviant und machten uns von dort auf den Weg nach Norden, den Hudson River hinauf. Um uns umzuschauen, mal zu schnuppern, uns zu orientieren und die Möglichkeiten auszuloten. Einen Monat wollten wir uns dafür Zeit nehmen.

Wir fuhren hinaus aus Manhattan und der Bronx, vorbei an Yonkers, über die Tappan Zee Bridge und hinein in die Natur des grandiosen Hudson Valleys, das uns mit seiner wilden Schönheit begrüßte. Das ausgedehnte, gebirgige Hochland der Appalachen lag direkt vor uns, und der riesige, majestätische Fluss zog sich durch endlos weite Landschaften, gesäumt von Bergen und tiefen Wäldern. Wir kamen durch verschlafene Dörfer und urwüchsige Sumpfbgebiete, passierten schroffe Felsen, über denen Weißkopfeeadler ihre Runden zogen, und stießen immer wieder auf das weite Flusstal, das sich in der Ferne in schimmerndem, blaugrünem Dunst verlor. Die Nächte verbrachten wir auf einsamen Campingplätzen im Wald, in der Wildnis, die genauso aussah wie die, von der ich immer geträumt hatte.

Unterwegs hielten wir nach Häusern Ausschau, die zum Verkauf standen, zu erkennen an rot-weißen Plastiktafeln

mit der Aufschrift ›FOR SALE‹. Die Schilder steckten an der Straße im Gras, hingen an Zäunen oder in Fenstern, und tatsächlich gab es erstaunlich viele davon. Wir notierten Telefonnummern, machten zahlreiche Anrufe und trafen uns mit verschiedenen Maklern, die uns eine ganze Reihe von Objekten in unserer bescheidenen Preisklasse präsentierten, darunter Abbruchhäuser, Geräteschuppen und ein Pferdestall.

Letztendlich benötigten wir noch zwei weitere Jahre, mehrere Reisen in die Wildnis und ein zusätzliches Darlehen, um das Abenteuer beginnen zu können.

Das Objekt unserer Wahl war ein heruntergekommenes Bauernhaus aus dem Jahr 1830, mit großer Scheune und einem Steinbrunnen, hoch gelegen in den Catskill Mountains, ein paar Autostunden nördlich von New York City. Ich konnte mir sofort vorstellen, wie hier vor zweihundert Jahren die Farmer ihren Acker bestellt und ihre Tiere versorgt hatten. Trotz blätternder Farbe, Sprüngen in den Scheiben und verwahrlostem Garten strahlte das Anwesen Magie aus – es kam mir vor wie ein Fenster in eine andere Zeit. Das Haus mit seinem klassischen Giebel, den verschachtelten Räumen, den vielen verstreuten Fenstern und hölzernen Läden liebte ich auf den ersten Blick. Von tiefem Wald umringt, von Bächen und Teichen gesäumt, erreichbar über einen verschlafenen, mit Apfelbäumen bestandenen Feldweg – es war perfekt!

Zum Haus gehörte eine große Terrasse, von der aus man einen atemberaubenden Weitblick über die rollenden Berge der Catskills und über das Flusstal des Esopus hatte, der an dieser Stelle ins gewaltige Ashokan Reservoir mündete. Natur,

so weit das Auge reichte, kein Zeichen von Zivilisation, wohin man auch schaute. Knapp zweihundert Kilometer nördlich von New York City, inmitten eines riesigen Naturschutzgebietes nahe dem legendären Woodstock, lag unser neues Zuhause – zwar nicht ganz in Kanada, aber fast!

Preislich konnten wir es uns gerade so leisten, und doch waren die Kosten, verglichen mit den Immobilienpreisen in der Stadt, ein Witz. *Peanuts*, wie der Amerikaner sagen würde. Natürlich war das Haus renovierungsbedürftig, schlecht isoliert, ein paar Leitungen waren undicht, und das Dach musste erneuert werden. Aber all das sollte ja Teil des Abenteuers werden.

Wir besiegelten den Kauf mit der eifrigen Unterstützung eines jungen Anwalts aus Woodstock, ohne den wir die unkonventionelle Prozedur nie durchschaut hätten. Doch Jeff, immer gut gelaunt und in seiner Freizeit Imker, wusste auf jede Frage eine Antwort und fand für jedes Problem eine Lösung. Mit seiner Hilfe waren alle nötigen Formalitäten letztendlich leichter und schneller erledigt als gedacht.

Mit Urkunden und Papieren in der Tasche kehrten wir als stolze Hausbesitzer nun erst einmal zurück in die alte Heimat, um unsere Zelte abubrechen. Wir kündigten unsere Wohnung, beauftragten eine Spedition mit dem Transport unserer bescheidenen Habseligkeiten und verabschiedeten uns von all unseren Freunden. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

2. KAPITEL

ANKUNFT UND NIEDERKUNFT

Ich glaube, heute ist der Tag gekommen. Leila wollte schon am Morgen nicht raus. Jetzt steht sie mit gekrümmtem Rücken in der Ecke und gibt eigenartige Geräusche von sich. Es klingt wie ein Wimmern, und ich frage mich, ob sie Schmerzen hat. Sie dreht den Kopf, verdreht ihre schönen bernsteinfarbenen Augen und schaut mich flehend an. ›Tu was‹, scheint sie zu sagen. Ich bin nervös und weiß nicht, ob ich zu ihr gehen soll, ob sie meine Unterstützung oder lieber ihre Ruhe haben will. Ich bin mindestens so unruhig wie sie, es ist für uns beide das erste Mal. Hektisch beginne ich, die nötigen Sachen zusammenzusuchen. Plastikhandschuhe. Antibakterielle Flüssigsei-

fe. Saubere Handtücher. Jod. Auch einen Eimer mit warmem Wasser stelle ich bereit. Ich gebe Leila einen dicken braunen Vitamincocktail zur Stärkung – so steht es im Buch. Dann heißt es: warten.

* * *

Es ist nun fast ein Jahr her, dass wir unser Bauernhaus bezogen haben und mit Leidenschaft in das neue Leben eingetaucht sind. Dabei waren die ersten Wochen und Monate angefüllt mit Renovierungsarbeiten. Das undichte Dach des alten Hauses musste gedeckt, Kabel und Leitungen repariert werden. Auch die teils verrottete Außenfassade benötigte sofortige Aufmerksamkeit, in den Wänden schimmelte es bereits. Wir reparierten so viel wie möglich selbst, nur für einige wenige Spezialarbeiten ließen wir Experten kommen. Es gab nämlich nicht allzu viele Fachkräfte in der Gegend, und die wenigen, die es gab, kamen entweder immer zu spät, oder sie tauchten gar nicht erst auf. Wie Chuck, der langhaarige Dachdecker, der schon morgens nach Alkohol roch und eine Seite unseres Giebels mit Schindeln versah, doch dann nicht mehr gesehen ward. Sein Geld holte er auch nie ab (Rechnungen und Banküberweisungen stellten sich generell als unpopulär heraus), und wir konnten nur mutmaßen, was ihm wohl widerfahren war.

»Vielleicht hat er einen besseren Job gefunden«, spekulierte der vierjährige Paul.

»Oder er ist vom Dach gefallen«, argwöhnte Phillip.

»Unsinn, sicher hat er so viel Arbeit, dass er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht«, stellte Tom klar.

Ich enthielt mich eines Kommentars. Wir nahmen die Dinge selbst in die Hand, und obwohl es anstrengend war, sich um alles zu kümmern und dabei auch noch die Kinder zu versorgen, erfüllte uns die Arbeit mit Freude und Glück. Hier angekommen zu sein, den eigenen Hof aufzubauen und die Zukunft zu gestalten fühlte sich großartig an. Wir hatten es gewagt, fühlten uns frei und stark – und konnten alles schaffen!

Tom erneuerte neben dem Dach die hölzerne Fassade samt blätternder Außenfarbe, während ich Innenwände und Decken reparierte und sämtlichen Räumen einen neuen Anstrich verpasste. Die zerbrochenen Glasscheiben wurden ersetzt, und danach brachten wir Kamin, Terrasse und schließlich auch die Scheune auf Vordermann. Da in der Wildnis keine Wasserleitungen verlegt waren, hatten wir eine eigene Quelle und Sickergrube. Zum Glück stellte sich hier alles als einigermaßen intakt heraus, und die sanitären Anlagen waren benutzbar. Die Stromversorgung funktionierte zu Beginn zwar nicht, eine Überlandleitung musste repariert, die Verbindung zum Haus hergestellt werden, doch da wir im Sommer einzogen, ließ sich damit leben – der Elektriker war bestellt.

Bis dahin kochten wir über dem Feuer im Garten, gingen bei Sonnenuntergang schlafen und lebten im Rhythmus der Natur. Ich freute mich auf jeden neuen Morgen, freute mich darauf, die von der aufgehenden Sonne rot angeleuchteten Berge zu bestaunen und den Tag mit Tom und einem Bad im Fluss zu beginnen. Das Wasser des Esopus war kalt und glasklar, man konnte die bemoosten Steine auf dem Grund

genau erkennen, ebenso wie die kleinen Forellen, die pfeilschnell hin und her flitzten. Zu dieser frühen Stunde hingen noch Nebelfetzen über dem Wasser und zwischen den Bäumen, und die kleine Bucht, die wir gleich zu Anfang für uns entdeckt hatten, bekam etwas absolut Magisches. Nach der morgendlichen Erfrischung tranken wir bitteren Cowboykaffee und frühstückten Äpfel direkt vom Baum. Und dann hämmerten, pinselten, spachtelten und schliffen wir wieder, bis es dunkel wurde.

Es waren aufregende, intensive und schöne Wochen, und an manch einem Abend sanken Tom und ich uns nach getaner Arbeit glücklich und erfüllt in die Arme, spürten die warme Erde unter unseren Körpern und waren uns und der Natur so nah wie nie zuvor.

»Hörst du das?«, wollte ich an einem dieser Abende wissen.

»Hmm. Klingt wie eine Banshee.«

»Das war irgendein Tier.«

Wir lagen eng umschlungen im Dunkeln auf der Wiese neben unserem Haus, die warme Luft roch nach Lagerfeuer und geschnittenem Gras. Es war spät, fast Mitternacht, aber wir wollten den Tag noch nicht beenden. Wir schauten in den Himmel, sahen die Abermillionen Sterne an, selbst die Milchstraße war gut zu erkennen. Wir konnten das Universum fühlen.

»Huh-hu-hu-huuarr«, klang es wieder, viel näher als vorher.

Ich versuchte, in der Dunkelheit etwas zu erkennen, schaute in die Richtung, aus der das Heulen gekommen war. Nichts. Nur die Schatten der Bäume konnte ich ausmachen,

wie eine schwarze Wand ragte der Wald in einiger Entfernung auf. Ich hatte plötzlich genug vom Draußensein.

»Lass uns reingehen, okay?« Ich stand auf und sammelte unruhig meine Sachen ein.

Da war es wieder. Eindringlich und laut. Diesmal kam es von oben.

»Ich hab's doch gesagt, es ist ein Geist«, rief Tom halb erschreckt und halb amüsiert, als ein großer schwarzer Schatten über uns hinwegsegelte.

Wir vernahmen hier viele nie gehörte Geräusche, furchterregend zuerst, dann aber immer vertrauter. Wie diesen gruseligen Schrei des Streifenkauzes. Und das noch unheimlichere Heulen der Kojoten, die manchmal bis zum Haus kamen. Wenn sie mit ihrem Rudel, mit ihren Familien kommunizierten, dann schallte es wie ein hohes Jammern, manchmal wie ein gespenstisches Lachen oder auch wie menschliches Schreien durch die Nacht. Und dann war da dieses lang gezogene, laute und klägliche Pfeifen, von dem wir erst später lernten, dass es von winzigen Baumfröschen, den *spring peepers*, herrührte, die so ihre Weibchen anlockten.

Manche der nächtlichen Rufe und klagenden Schreie haben wir nie identifizieren können, aber wir wussten, dass es hier Luchse, Füchse, Bären und angeblich sogar Bergglöwen gab.

* * *

Ich warte noch immer, eine Ewigkeit scheint vergangen. Leila steht unverändert, nun schon seit über einer Stunde, nur ihr

Stöhnen und Wimmern ist zu hören. Ab und an stampft sie auf den Boden. Dann geht ein Ruck durch ihren Körper. Ich bemerke, dass ein schleimiger Faden aus ihrem Hinterteil herabhängt, auch Blut ist zu sehen. Es geht los.

Im Kopf gehe ich alles durch, was ich zuvor in meinem Ratgeber gelesen habe. Ich kann mir plötzlich überhaupt nicht vorstellen, im Fall einer Komplikation in die Vagina zu greifen, um das Baby umzudrehen oder dessen Beine zu ordnen. Was, wenn irgendetwas schiefgeht? Bitte, lass alles gut gehen, schicke ich ein Stoßgebet zum Himmel, während ich nervös und voller Spannung erwarte, was als Nächstes passieren wird.

* * *

Schon kurz nach unserem Einzug hatten wir festgestellt, dass es im Haus Schlangen gab. Anders als die Luchse, Füchse, Bären und Berglöwen schienen sie die menschliche Nähe und besonders unseren Keller zu mögen, und es dauerte nicht lange, bis Tom dort eines Abends die erste Begegnung machte. Er wollte Werkzeuge hochholen und trat fast auf das eingerollte Reptil, das in einer dunklen Ecke lag. Wir waren nicht schlangenkundig genug, um auf Anhieb zu erkennen, ob es sich um eine Giftschlange oder eine harmlose Gartennatter handelte, aber nach genauerer Betrachtung und einigem Blättern in unserem Tierführer beschlossen wir, uns lieber nicht zu nähern. Im Buch stand nämlich, dass es giftige Vipern in dieser Gegend gab, *copperheads*, die auch oft in der Umgebung von Menschen zu finden waren, da sie deren Holzhaufen

und Steinmauern gern als Unterschlupf nutzten. Wir lasen, dass der Biss dieser weit verbreiteten nordamerikanischen Giftschlange zu den schmerzhaftesten Schlangenbissen überhaupt gehört, mit Nervenstörungen, Schwellungen, Übelkeit und Erbrechen einhergeht, zum Glück aber selten tödlich ist. Das war tröstlich.

Im trüben Licht der Kellerlampe glaubte ich, den dreieckigen Kopf erkennen zu können, ebenso wie die charakteristische ockerbraune Färbung mit den kupferroten Streifen. Was, wenn dieses Tier nach oben in die Wohnräume gelangte? Wenn es in die Spielkisten der Kinder kroch oder in die Küchenschränke? Oder gar in die Betten, da war es doch am wärmsten! Was sollten wir denn jetzt machen?

Verscheuchen? Bloß nicht! Es fangen! Oder? Aber wie? Jemanden anrufen! Nein, einen Sack finden! Bloß keinen Sack, einen Eimer. Nein, eine Axt! Schnell!

Die Schlange lag friedlich zusammengerollt auf dem steinigen Boden, während wir hektisch und ohne festen Plan die Kellertreppe hinauf und hinunter liefen. Schließlich ging ich nach oben, um nach den Kindern zu sehen, während Tom draußen nach der Axt suchte, doch als wir uns kurz darauf wieder im Keller trafen, fehlte von der Schlange jede Spur.

* * *

Die Geburt hat begonnen. Leila schnauft laut, läuft nun herum, dreht sich, und hinten ist bereits ein Teil der Fruchtblase sichtbar. Ich sehe zwei kleine Hufe darin und bin erleichtert. So soll es sein, das Baby liegt richtig herum, die Vorderbeine

kommen zuerst. Jetzt kann ich auch einen winzigen Ziegenkopf erkennen, eingezwängt zwischen den kleinen Beinchen, und dann geht alles ganz schnell. Das Junge gleitet heraus, fällt ins frische Stroh, die Fruchtblase platzt. Alles ist voll Fruchtwasser und Blut, aber Leila dreht sich um und beginnt, das Kleine abzulecken. Gut so. Ich helfe ihr mit Handtüchern, tauche das Ende der abgerissenen Nabelschnur in einen Becher mit Jod, desinfiziere den ganzen Babybauch und schaue dabei auch nach dem Geschlecht des Zickleins. Männlich. Und da eine kleine Ziege selten allein kommt, geht es gleich weiter: Die nächste Fruchtblase erscheint, wieder sehe ich kleine Hufe, wieder atme ich auf. Leila legt sich während des gesamten Geburtsvorgangs nicht einmal hin, erledigt alles im Stehen und Gehen, und bald ist auch die zweite kleine Ziege da, weiblich diesmal. Ich trockne und desinfiziere auch sie und helfe beiden kleinen Tieren, das pralle Euter der Mutter zu finden. Das Euter mit dem lebensnotwendigen Kolostrum und der nahrhaften Milch, die sie zum Start ins Leben brauchen. Blutverkrustet ist es noch, alles ist schleimig und klebrig, doch schon bald werde auch ich die weiße Flüssigkeit aus diesem beutelartigen Organ quetschen, werde sie trinken und zu Käse, Butter und Joghurt verarbeiten.

Ich packe die inzwischen ausgeschiedene Nachgeburt – einen Klumpen bläuliches, glitschiges Fleisch – in eine Plastiktüte und entsorge sie im Müll, obwohl mir das irgendwie falsch vorkommt. Manche Tierbesitzer lassen ihre Ziegen die eigene Plazenta fressen, was diese aus Instinkt tun, da in freier Wildbahn das blutige Fleisch hungrige Raubtiere anlocken würde. Das kommt mir in dieser Situation aber noch falscher

vor, also weg damit. Ich räume auf, wische mit dem Handtuch alle Tiere noch einmal ab, gebe Leila Futter und verteile einen halben Ballen Heu – dann ist die Arbeit hier für heute getan, und es dauert nur wenige Stunden, bis die flauschigen weißen Zicklein munter durch den Stall springen.